

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 39.

Halle a. d. S., Sonntag 30. September.

1888.

Inhalt: Auf Hohen-Moor. Novelle von Claire von Glümer. (Fortf.) — Singavore. — Land- und Hauswirthschaft: Führt die Verwendung künstlicher Düngemittel zum Futterbau oder zum Körnerbau schneller zu Reinerträgen der Wirthschaft? Von v. Ramin in Preuß.-Pommern. Zur Behandlung junger Pferde. Sollen Pferde alle Monate beschlagen werden, oder ist dies unnöthig? Aufbewahrung von Rübenblättern. Unterbringung des Thomasmehles. — Schach. — Räthsel. — Feuilleton: Mannichfaltiges: Ein russisches Verbrecherschiff. Literatur und Kunst.

Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

Auf Hohen-Moor.

Novelle von Claire von Glümer.

(Fortsetzung.)

Langsam schlich in dieser Pein der Winter dahin, der zweite erst, den sie so durchquälten. Wie viele sollten ihm noch folgen? So alt sich Regine zuweilen fühlte, in Wahrheit war sie noch jung, fünfundzwanzig Jahre erst, wie Jostf Clamor. Und wie konnte sie den Tod ersehen, so lange ihr Kind der Witter bedurfte!

Im Verlauf des Winters hatte ihr der zarte Kleine manche Sorge verursacht; aber mit dem Frühling blühte er plötzlich auf und entwickelte sich geistig wie körperlich überraschend schnell. Auch Jostf Clamor, der trotz seiner Verbüsterung ein zärtlicher Vater geblieben war, schien seine Freude daran zu haben. Von ihrem Fenster aus, das nach dem Hofe ging, sah ihn Regine unter dem Nußbaum am Thore stehen bleiben, wenn Heinz dort unter Aufsicht der Wärterin spielte. Zauchend streckte ihm der Knabe die Arme aus; zärtlich nahm er ihn auf; seine Augen leuchteten wie in alter Zeit, seine Stimme hatte den alten, fröhlichen Klang; er lachte, wenn ihm die Kinderhändchen Haar und Bart zerzausten. Aber ein Blick nach dem Fenster, an dem Regine mit ihrer Näharbeit zu sitzen pflegte, und er war wieder kalt und starr, stellte den Kleinen zu Boden und eilte fort.

So kam der Sommer und brachte schwüle Tage, die Regine auch seelisch mehr und mehr bedrückten. Todtmüde kehrte sie von ihren Stunden in ein Heim zurück, wo sie außer den Lieblosungen des Kindes und hin und wieder einer Stunde am Klavier nichts fand, was sie erquickte. Eines Abends, als sie wieder einmal, Jostf Clamor's Abwesenheit benutzend, in sein Zimmer gegangen war, um zu spielen, wurde ihr das Gefühl der Vereinnamung so schwer, daß sie es nicht länger tragen konnte. Wollte ihr Jostf Clamor an seinem Leben und Arbeiten keinen Antheil geben, so mußte sie sich denselben auch gegen seinen Willen verschaffen. Sein Schreibschlüssel

steckte, sie öffnete, da lag ein Durcheinander von Notenblättern. Mit zitternder Hand ergriff sie das erste beste, ein zweites, ein drittes, immer mehr. Es waren Stücke seiner Oper; aber nichts, was sie schon kannte. Sie las und las und traute ihren Sinnen nicht; was war mit Jostf Clamor vorgegangen?

Der Text der Oper behandelte eine ergreifende Episode aus den Hussitenkriegen in Böhmen mit tragischem Abschluß.

So lange Regine Jostf Clamor's Arbeit verfolgt hatte, war sie das Gefühl nicht los geworden, daß sein Talent der Aufgabe, die er sich gestellt, nicht gewachsen sei, und nun plötzlich dieser Reichthum der Erfindung, diese Kraft und Schönheit des Ausdrucks, diese Fülle dramatischen Lebens, diese meisterhafte Handhabung der Form.

Sie nahm die Blätter an das Klavier, und musikalisch wie sie war, wurden Jostf Clamor's Gebilde lebendig unter ihren Händen, auf ihren Lippen. Am meisten nahm sie gefangen, was von der Partie der Heldin der Oper vorhanden war. Ihr eigenes Herz glaubte sie weinen, ihr eigenes Gebet zum Himmel steigen, ihre eigene Verzweiflung ausbrechen zu hören.

Von Tag zu Tag versenkte sie sich mehr in die Ländlichkeit des Gatten, indem sie wie ehemals sein Schaffen Schritt für Schritt verfolgte; aber mit welcher Herzensbewegung, welchem Stolze that sie das jetzt, und was hätte sie darum gegeben, ihm sagen zu dürfen, was sie empfand. Jetzt glaubte sie wirklich an seinen Künstlerberuf.

Eines Abends — die langen Junitage waren herangekommen — hatte sie, vertieft in das heute vollendete Finale des zweiten Aktes, in dem die in dem Libretto nebeneinander gestellten Gegenätze freudiger Begeisterung, sinnverwirrender Angst und mittheilslosen Glaubenseifers zu lebendig-dramatischem Aus-

Mannichfaltiges.

Ein russisches Verbrecherschiff.

Der odesaer Korrespondent eines englischen Blattes hat dieser Tage Erlaubniß erhalten, das mit 40 Verbrechern nach der Insel Saghalien bestimmte russische Transportschiff „Nischni-Nowgorod“ zu besichtigen, und giebt die folgende interessante Beschreibung von der inneren Einrichtung und Ausstattung desselben, bei der er voraussetzt, daß größere Freiheiten der Verbrechern in Anbetracht der Thatsache, daß gegenwärtig nur noch Verbrecher der schlimmsten Sorte nach Saghalien geschickt werden, sich mit der Sicherheit des Schiffes und der Besatzung nicht vereinbaren lassen.

Der „Nischni-Nowgorod“ ist ein eiserner Dampfer von etwa 3800 t Tragfähigkeit und besonders für den Transport von Verbrechern eingerichtet. Voll besetzt kann der Dampfer 652 dieser Leute befördern, zu deren Bewachung außer der 80 Köpfe zählenden Besatzung eine Escorte von 62 eigens für diesen Dienst ausgewählten Marineloldaten vorhanden ist. Die mit Eisenstangen versehenen Zellen oder Käfige für die Gefangenen liegen zu beiden Seiten des Schiffes in dem oberen und unteren Zwischendeck und dehnen sich von einem Ende des Dampfers bis zum andern aus; die Eisenstangen haben die Dicke von einem Zoll und sind in dem Holzwerk in festerer und solidester Weise angebracht.

Die Zellen sind von verschiedener Größe und Länge, haben aber sämmtlich eine Höhe von 7 1/2 Fuß. Die verzweifeltesten Charaktere unter den Verbrechern sind mit Handschellen versehen und an eiserne Ringe in den Zellen angekettert, von denen sie in Nothfällen losgeschloffen werden; meist sind die Ketten am Gürtel befestigt, doch haben dieselben eine genügende Länge, daß die Angeketteten die ganze Länge der Zelle, 25 bis 40 Fuß, abschreiten können, zumal da die Kettenglieder nicht allzu schwer sind. Zwischen den äußeren Barren und zwei einfachen Holzbanker oder Kojen an den Seiten des Schiffes, welche den Insassen als Schlafstätte dienen, ist ein freier Raum von 4 1/2 bis 5 Fuß Breite. Es- und Trinkgeschirre werden den Gefangenen nur während der Vertheilung der Rationen gelassen; zu allen anderen Zeiten wird ihnen sogar das Trinkwasser mittels eines Gummi-schlauches gereicht, welcher mit einem Wassertrank in Verbindung steht und aus dem der Trinker das Wasser saugt. Unmittelbar vor den Zellen befindet sich an dem darüber befindlichen Deck befestigt ein Dampfrohr, welches mit den Schiffsfesseln in Verbindung steht, in Zwischenräumen von je 12 Fuß Öffnungen mit Schraubengewinden hat und dazu dient, etwaige gefährliche Meuterereien der Verbrecher zu unterbrechen. Vermittels eines kurzen Schlauches, der besondere Widerstandskraft gegen die Hitze des Dampfes besitzt und reich an eine der Öffnungen des Dampfrohres angeschraubt werden kann, lassen sich die Meuterer leicht beruhigen, wenn sie nicht lebendig ver-

brud kamen, das Verrinnen der Zeit außer Acht gelassen. Plötzlich brach sie mitten im Takte ab; die Thür war aufgegangen, Jost Clamor trat über die Schwelle.

Sie fuhr in die Höhe.

„O Jost!“ begann sie; aber zitternd ließ sie die Hände, die sie nach ihm ausgestreckt hatte, wieder sinken, — deutlich, als ob er es mit Worten ausgesprochen hätte, las sie in dem blassen, stolzen Gesicht, auf das der letzte Dämmerchein des Abends fiel, in dem spöttischen Blick, dem schmerzlichen Lächeln, das ihm wie ihr selbst gleichzeitig einfiel, was sie in Morton Grange von seinem Künstlerberuf und in der Unglücksnacht zu Langersheim von seinem aristokratischen Dilettantismus gesagt hatte. Stumm, mit gesenktem Kopfe, die Lippen zusammenpressend, wendete sie sich dem Ausgange zu, und er trat zur Seite, ließ sie gehen, drückte hinter ihr die Thür ins Schloß. Abermals war der Augenblick der Verständigung ungenutzt vorübergegangen.

Regine litt nicht allein darunter. Während sie weinend auf ihrem Bette lag, stand Jost Clamor am Fenster, sah mit trübem Blick in die wachsende Dunkelheit hinaus und gestand sich selbst, daß es nicht allein Zorn und Stolz waren, die ihn in seiner Abgeschlossenheit festhielten, sondern mehr als sie, das Gefühl seiner Schwachheit, die Furcht, sich aufs neue dem Zauber hinzugeben, den Regines musikalische Begabung, ihr feines Verständnis, ihr lebhaftes Anempfinden auf ihn ausübten. Hätte er ihr glauben können! Aber er wollte nicht, durfte nicht. Zum zweitenmale sollte ihn ihre Sirenenstimme nicht verlocken; einsam mußte er weitergehen, weitersuchen. Erst wenn er aus eigener Kraft den rechten Weg gefunden, den ersten, unzweifelhaften Erfolg errungen hatte, konnte zwischen ihm und Regine von Veröhnung die Rede sein.

11.

Demselben Abend erhielt Graf Hohen-Moor, der sich seit einigen Wochen zur Kur in Nagak befand, ein Telegramm aus der Heimath. Wulf Clamor zeigte ihm die Geburt eines Sohnes an.

Mit zitterndem Herzen sah der Graf auf das inhaltsschwere Blättchen nieder. Ein Erbe von Hohen-Moor geboren! Mit welchem Stolz hätte ihn diese Nachricht erfüllt, wäre sie ihm von seinem Sohne zuteil geworden. Jost Clamor's Kind, — was war aus ihm geworden? Lebte es noch, war es wohl behütet? — Er wurde die sorgenden Gedanken nicht los, und mit ihnen vereinigte sich das bittere Gefühl, den eigenen Enkel enterbt und heimathlos zu wissen, indeß sein Rang und Besitz dem so viel Fernerstehenden in die Wiege gelegt wurden.

Trotz seines starken Familiensinnes konnte Graf Hohen-Moor für Wulf Clamor's Knaben kein Herz fassen, und als ihn der junge Vater bat, das Kind, das seinen Namen tragen sollte, persönlich aus der Taufe zu heben, schlug er es ohne Besinnen ab. Er könne sich noch immer nicht entschließen, dahin zurückzukehren, wo er so Schweres erlebt hätte, schrieb er dem Veffen und fügte hinzu: „Glaube mir, auch für euch ist es besser, wenn ich fern bleibe; wie vor neunzehn Jahren das Unheil

mit mir nach Hohen-Moor gekommen ist, könnte ich es auch jetzt wieder mitbringen und müßte zu allem übrigen noch den Vorwurf tragen, den ersten Schatten auf Euer Glück geworfen zu haben.“

Graf Hohen-Moor irrte, der Schatten war bereits da: für Sey noch als etwas Unfassbares, Wesenloses, das sie nur für den Rückschlag einer vorübergehenden Verstimmung des geliebten Mannes hielt, — für Wulf jedoch längst als erbarmungsloser Feind, den zu fassen ihm freilich auch nicht gelang.

Jenes Gerücht, das Wulf Clamor eines mehr oder minder großen Antheils am Verschwinden des Veffers beschuldigte, hatte zwar nicht allgemeinen Glauben, aber doch zahlreiche Anhänger gefunden. Es tauchte bald hier, bald dort wieder auf, wurde bekämpft und vertheidigt und blühte Wulf aus den Augen seiner Untergebenen bald trotzig, bald mißtrauisch, bald feindselig an. Bei den selbstverständlichen Anordnungen stieß er auf Widerstand, wohlgemeinte Rathschläge wurden unbeachtet gelassen, selbst seine Hilfe verschmäht oder wenigstens nicht erbeten.

Sich in diese Verkehrsweise zu finden, wurde ihm um so schwerer, da er ehemals nicht nur von seinen Soldaten angebetet, sondern auch hier bei Jung und Alt beliebt gewesen war; jeder Besuch auf Hohen-Moor hatte ihm davon Beweise gegeben, — und nun plötzlich diese Veränderung!

Ueber Jahresfrist blieb ihm der Grund derselben verborgen; eines Tages aber, als er den langen Jochen, einen frechen Wilddieb, den er mehrmals vergeblich gearmt hatte, beim Ausweiden eines Hirsches überrastete und dem Förster befahl, ihn zu verhaften, rief ihm der Mensch höhnisch auflachend zu: „Schon gut! 's ist die alte Geschichte, — kleine Diebe hängt man, große läßt man laufen. 's giebt Leute, die ganz Hohen-Moor eingesteckt haben . . .“

„Still, Kerl, oder ich schlage dir den Schädel ein!“ schrie der Förster, dunkelroth vor Zorn, und erhob das Gewehr, indeß ein paar herbeieilende Holzleute den nochmals frech Auflachenden fortzogen.

Auch Wulf war aufgefahren, sagte sich jedoch, daß es unter seiner Würde sei, die Anschuldigungen eines solchen Menschen zu beachten, und ging in Begleitung des Försters schweigend weiter. Plötzlich blieb er stehen, und für einen Moment war ihm, als ob er ersticken müßte; war hier vielleicht die Erklärung, die er bisher vergeblich gesucht? Hatte der Wilddieb vielleicht nur ausgesprochen, was andere dachten? — Zaudern und Ausweichen war seine Sache nicht; sich nach dem Förster umwendend, fragte er: „Hartig, wissen Sie etwa, was der lange Jochem hat sagen wollen? — Ja, Sie wissen es!“ fügte er hinzu, als er den ehrlichen Alten zusammenschrecken sah. „Heraus mit der Sprache, Mann — ohne Umschweife!“

Der Förster kratzte sich hinter den Ohren; wenn der junge Herr Graf — Wulf hatte sich vergebens gegen den Titel gestraunt — in diesem Tone sprach, war nicht auszuweichen.

„Na, freilich, was der Jochem sagen wollte, weiß ich

brüht sein wollen, während man gefunden hat, daß ein starker Strahl kalten Wassers zur Niederwerfung von Aufständen nicht zweckdienlich gewesen ist. Nachdem das Schiff den Kanal passiert hat, werden die Verbrecher gruppenweise auf Deck gebracht, wo sie ein Bad zu nehmen haben und sich kurze Zeit frei bewegen können, doch ist mittschiffs ein 8 Fuß hohes Gitter von der einen Seite des Dampfers zur anderen angebracht, damit die Verbrecher nicht, während sie beim Bade entsefelt sind, einen plötzlichen Angriff auf die Wache unternehmen und das Quartierdeck erreichen können. Die schlimmsten Verbrecher, welche sich jeglicher Disziplin widersetzen, kommen während der ganzen Reise nicht aus der Zelle heraus. Im übrigen sind die Zwischendecke hoch und luftig, die Ventilation ist eine vorzügliche und die Zellen werden peinlich sauber gehalten; letztere werden vor jeder Reise neu angefrischen. Jedem Verbrecher wird nicht nur der Bart abgenommen, sondern auch das Haupthaar auf der linken Seite des Kopfes von vorn bis hinten abrasirt.

Unter den 460 Verbrechern, welche der „Nischni-Nowgorod“ auf seiner gegenwärtigen Reise befördert, befinden sich 160 Mörder, darunter auch ein Verwandler des Schah von Persien, Prinz Schanalam-Mirza, Sohn des Fürsten Detmann Mirza, ein 25jähriger junger Mann, welcher wegen Ermordung seines Bruders zu 20jähriger Zwangsarbeit verurtheilt worden ist. Ein anderer Verbrecher von edler Abkunft ist ein sehr begüterter Landbesitzer aus der Gegend von Wina, der wegen Ermordung seines

Gutsnachbarn zu 18 Jahren Zwangsarbeit verurtheilt worden ist. Sechs Mörder sind Muhamedaner. Die meisten der Mörder erhalten außer der ihnen zuerkannten kürzeren oder längeren Zwangsarbeit in den Bergwerken und Steinbrüchen bei der Ankunft am Bestimmungsorte eine Anzahl Krutenhebe, die je nach der Schwere des Verbrechens zwischen 50 und 125 schwankt. Die Russen rühmen sich gern ihrer Humanität, weil sie die Todesstrafe nur in seltenen Fällen zur Anwendung bringen, allein wenn sich eine vertrauenswürdige Statistik aller derjenigen anstellen ließe, welche den Strapazen und dem Glend der Zwangsarbeit unterliegen, so würde man den Beweis erhalten, daß es mit der russischen Humanität in dieser Beziehung nicht weit her ist.

Der Schrecken und die Furcht vor der Abbüßung der ganzen Strafe, zu der die Verbannten verurtheilt sind, kennzeichnen sich in ihren verzweifelten Anstrengungen, sich selbst das Leben zu nehmen. Aus diesem Grunde sind sogar die Laboratorien auf dem „Nischni-Nowgorod“ von den Zellen getrennt und aus Eisen in die Schiffseiten eingebaut; dieselben dürfen von den Verbrechern nur in Gegenwart eines Wachtpostens besucht werden, da es früher wiederholt vorgekommen ist, daß die Verbrecher die unter den Klosets befindlichen Klappen mit Gewalt abgebrochen, sich durch die Oeffnung gezwängt und sich durch Ertränken das Leben genommen haben. Ebenso müssen die Gefangenen, wenn sie an Bord gebracht werden, durch zwei Reihen Koiafen hindurch

„schon,“ gab er kleinlaut zur Antwort; „aber es ist pures dummes Zeug, das den Herrn Grafen nicht zu kümmern braucht. Man weiß ja, wie albern die Leute sind.“

„Die Leute, also doch!“ Mit erzwungener Ruhe sagte Wulf: „Weiter, Hartig — was ist's mit der Albernheit der Leute?“

„Ja, Herr Graf, man sollt's nicht für möglich halten,“ gab der Förster zur Antwort: „aber sie meinen ja, es hätte mit dem Junker Jost Clamor 'ne andere Bewandtniß gehabt; das heißt, der Junker und Sie, Herr Graf, wären in Streit gekommen, es hätte ein Duell gegeben, der Junker wäre erschossen worden, und man hätte seine Leiche, damit der alte Herr Graf nicht dahinter komme, ins Moor geworfen; 'ne gottverfluchte Dummheit, Herr Graf, aber 's giebt Leute, die fest dran glauben. Andere . . .“ er stockte. Nein, das konnte er nicht aussprechen und sollte es auch nicht. Wulf hatte zur Genüge verstanden.

„Wer glaubt es? Wer hat es aufgebracht?“ fragte er mit heiferer Stimme. Der Förster zuckte die Achseln.

„Ja, Herr Graf, wie jenes Gerücht aufgekomen, ist schwer zu sagen,“ erwiderte der Förster; „dergleichen ist plötzlich da, keiner weiß, woher. Wenn man es anpacken will, fließt's wie Sand durch die Finger, und wenn man diesen und jenen darauf anredet, so hat er es eben nur gehört, dagegen thun kann man nichts; man läßt es gehen und lacht dazu.“

Der Förster hatte recht, es ließ sich nichts dagegen thun; auch Wulf kam mehr und mehr zu dieser Einsicht, aber „lachen“, wie es der Alte verlangte, konnte er nicht. Statt durch Gewohnheit leichter zu werden, wuchs die Last des

Bewußtseins, daß seine Ehre angezweifelt werden konnte, von Tag zu Tag. Am meisten quälte ihn die Furcht, daß Ewy von dem Gerücht erfahren könnte. Sie würde nicht darauf glauben, davon war er fest überzeugt; aber wer konnte voraussehen, wie der Schrecken des ersten Augenblicks oder die fortdauernde Pein ohnmächtigen Mitleidens auf ihre zarte Organisation einwirkten? Bei jeder Heimkehr von seinen Feld- und Waldgängen war er in fieberhafter Erregung, bis ihm seine kleine Frau mit der alten Heiterkeit um den Hals fiel.

Daß er verändert war, entging ihr so wenig wie der Mutter; aber ihre Fragen, ob er krank sei oder Verdruß gehabt habe, machten ihn so ungeduldig, daß sie die Sorge um ihn nur noch gegen einander ausbrachten.

Und dann kam der ersehnte, gefürchtete Tag, der lang gehährtes Hoffen erfüllte. Wulf hielt einen Sohn in den Armen, während Ewy die Mutter als Großmama begrüßte und lächelnd und weinend versicherte, sie hätte nun nichts mehr zu wünschen, wäre ganz, ganz glücklich. „O Wulf, bist du es nicht?“ fügte sie hinzu; sie glaubte die Trübung, die sie in letzter Zeit so oft geängstigt, auch jetzt in seinen Zügen zu sehen.

Wulf erschrak; ihre Seligkeit durfte nicht gestört werden. „Ja, mein Lieblich, ganz glücklich!“ sagte er, legte das Kind der Reinholdt in die Arme, küßte Ewy's kleine bleiche Hand, ging hinaus und ließ sein Pferd satteln. Im wilden Ritt suchte er den Jörn und Schmerz zu überkünden, daß der Name, den der Sohn von ihm empfing, kein makelloser sein durfte.

(Fortf. folgt.)

Singapore.

Singapore bildet, abgesehen von dem äußeren Interesse seiner Lage, seiner Fauna und Flora, ein außerordentlich dankbares Studiengebiet für kulturgeschichtliche, ethnographische und handelspolitische Untersuchungen. Innerhalb des ersten Grades nördlicher Breite gelegen, in Inselform von kaum zwei deutschen Quadratmeilen Inhalt an die Südspitze der mächtigen hinterindischen Halbinsel angehängt, scheint es schon durch seine Lage dazu vorherbestimmt, eine Handelszentrale und infolge davon einen Sammelpunkt für die aller- verschiedensten, heterogensten Nationen zu bilden. Ursprünglich in malayischem Besitz, lediglich von Malayen bewohnt, hat es heute seine äußere und innere Physiognomie in ganz ungewöhnlicher, nirgends auf der Erde sich wiederfindender Weise verändert. Von Westen her drängte der Europäer und unterwarf sich das Land, von Nordosten her kamen in ungeheuren Schaaren die Söhne des Himmlischen Reiches, von Norden und Norwesten Angehörige der betriebstüchtigsten indischen Stämme, von Süden und Osten Mischrasen der Philippinen und der Sunda-Inseln. So bildet Singapore heute thatsächlich, so weit es auf Sprachverwirrung ankommt,

das moderne Babel. Einen ungefähren Begriff davon mag es geben, wenn wir hier erwähnen, daß sich neben Europäern und Amerikanern, neben der eingeborenen malayischen Bevölkerung, welche an Zahl gegenwärtig von den eingewanderten Chinesen bereits übertroffen wird, sich in Singapore in mehr oder minder großer Anzahl finden: Afrikaner, Araber, Japaner, Bewohner von Java, Sischinesen von der Nordspitze Sumatras, Einwanderer von Manila, Perser, Singhalesen, Tamils, ferner aus Vorderindien Bengalis und Parzen, aus dem hinterindischen Festland Birmesen, Annamiten, Siamesen und die Stämme der Bugis, Dyaks, der Jawi-Bekans und der Bohnesen. Hier wie überall hat die Betriebsamkeit des einen Volkes über die Faulheit der anderen triumphiert; der politische Besitz, die äußere Macht ist in den Händen der Engländer und Europäer, das meiste Geld verdienen die Chinesen, nach ihnen die mahomedanischen Kaufleute, während die eingeborenen Malayen ganz und gar aus ihrer Stellung verdrängt sind und einen untergeordneten Rang einnehmen. Die handelspolitische Bedeutung Singapores erhellt bereits aus seiner geographischen Lage und soll

passiven, damit sich keiner der Verbrecher ins Wasser stürzen kann, wo die Ketten den Unglücklichen sofort zu Boden ziehen würden, ehe eine Rettung unternommen werden kann. Der Anblick der Gefangenen in den Zellen ist ein höchst betrübender, obgleich man niemals einen Laut der Klage von den Unglücklichen vernimmt, die in erschreckender Weise an die Insassen der wandernden Menagerien erinnern. Die Verbrecher auf dem „Nischni-Nowgorod“ stammen meist aus den Centralgefängnissen von Charkow, Moskau, Wilna und Kiew; Frauen befinden sich nicht darunter, da dieselben in einem besonderen Schiffe befördert werden.

Literatur und Kunst.

* Eine vollständige Bilderbibel für das deutsche Volk und Haus im größten und vornehmsten Stil — die erste dieser Art in Deutschland — wird Tausenden willkommen sein! Eine solche veröffentlicht das Süddeutsche Verlags-Institut (vormals Emil Hänslmann) in Stuttgart, unter der Leitung eines in der christlichen Bilderwelt wie in den einschlägigen technischen Fragen wohlbevanderten Kenners in dem neuen Werk: Die Bibel nach Luthers Uebersetzung. Mit Bildern der Meister christlicher Kunst, herausgegeben von Dr. Rudolf Kleiderer v. Elm. Das ebenjo gebiegen-prachtvolle wie außergewöhnlich billige Lieferungswerk (à 50 Pf.) ist geeignet, in den allerweitesten Kreisen

Auffsehen zu erregen und Beifall zu finden. Schon vor Jahren wurde von einer Autorität in diesem Gebiet der Wunsch und das Bedürfnis einer aus dem Besten aller Zeiten und Kunstepochen ausgewählten Bilderbibel ausgesprochen und in keinem Werke ist dies bis jetzt erfüllt. Hier wird nun im Gegensatz zu den sogenannten „Prachtbibeln“, wie diejenige des Franzosen Doré und anderer, mit ihnen mehr oder weniger weltlichen, effektlosenden oder zusammengewürfelten Illustrationen — eine planmäßige Auswahl aus dem ganzen Gebiete der christlichen Malerei getroffen. Bei derselben soll, wie der Herausgeber seinen Plan entwickelt, „die Frage nach der Vereinigung wahrhaft frommen Geistes und kirchlicher Haltung mit künstlerischem Werthe den entscheidenden Gesichtspunkt bilden, so daß wieder, wie in den Zeiten der Reformation, wie es Luther gewünscht und erlebt hat, die Kunst erklären und die religiöse Phantasie anregend in Dienste des göttlichen Wortes ercheint, so daß Erwachsene und Kinder, Lehrer und Schülingend, Bibelfreunde wie Kunstfreunde sich mit Lust an den reichen Bilderreichen erlaben und erbauen mögen, welche gleichzeitig die tiefsten und reinsten wie die schönsten und großartigsten Schöpfungen der ganzen Kunstentwicklung umfassen und deren Wiedergabe auch das kritische Auge des Kenners befriedigen soll.“ — In vollständigem Maße verwirklicht das erste Heft diese trefflichen Grundzüge und erfüllt die betreffend der Illustration gegebenen Versprechungen in glänzender Weise. Es enthält: Text 1. Mos. Kap. 1—3; Bilder hierzu: Die sechs Schöpfungstage

an dieser Stelle, wo es sich nur um einen Besuch der Stadt an sich handelt, nicht näher erörtert werden.

Die Annäherung an Singapore bietet schon — wir entnehmen diese Schilderung einem Aufsatz der „Neuen Freien Presse“ — sobald man in die Malakkastraße kommt, des Malerischen und Interessanten genug. Aus der Form der kleinen Inseln, welche hier und da in ungemein großer Zahl zerstreut liegen, aus dem Bau der Küsten und der aus tiefem Hintergrunde hervorströmenden Gebirge läßt sich die Wirksamkeit des größten Vulkanberges der Erde schon von weitem erkennen, und Singapore selbst macht mit seiner Hafeneinfahrt davon keine Ausnahme: ein wildes Durcheinander kleiner aus der See emporgeworfener Inseln, zum Theile von üppiger Vegetation, von Palmen und anderen Tropenbäumen bedeckt, zum anderen Theile die für den ganzen Osten Asiens charakteristische dunkelrothe Erde, hier und da gewaltige Gesteinsmassen nackt herabstreifen lassend, Leuchthürme zur Rechten und Linken zur Sicherung der gefährlichen Einfahrt, dann hinter den Inseln aufsteigend eine gleichartige zerfissene Küste, getränkt von Hütten der Eingeborenen und eleganten europäischen, in holländischem Stil mit einer Säulenvorhalle sich präsentirenden Landhäusern, endlich ein langer Pier und wir landen am Tandjong-Pagar, dem Außenhafen Singapores, welcher allein für größere Schiffe zugänglich ist. Höchst malerisch ist die Staffage des Bildes, welches am Pier bei der Anlauf eines jeden Schiffes sich entwickelt. Zu Hunderten sitzen, stehen und liegen die als Kohlenträger oder Arbeiter bei der Schiffsbefrachtung beschäftigten Chinesen auf dem Kai umher, und zwar durchwegs Chinesen, denn der Malay ist viel zu faul, um sich mit körperlicher Arbeit abzugeben. Die fabelhaftesten Kostüme, von einem bloßen um den Leib gewickelten Tappan an bis zum europäischen, von irgend einer mitleidigen Seele einmal gezeichneten Oberhemde oder dem besonderen Staat eines bunten Sarongs, eine Fülle der verschiedenartigsten Kopfbedeckungen, von der natürlichen, durch den spiralförmig aufgerollten Zopf, bis zum riesigen, zwei bis drei Fuß im Durchmesser haltenden Vasthut, eine ebenlo große Mannichfaltigkeit der Physiognomien, und alles in der größten Geschäftigkeit, im buntesten Durcheinander, wie ein wirbelnder Ameisenhaufen, kaum die Zeit erwartend, bis eine Lausplanke ihnen ihre Arbeit an Bord zu beginnen erlaubt. Von der Wasserseite aus, auf allen möglichen Fahrzeugen, häufig auf halb ausgehöhlten, kaum vier Fuß langen Baumstämmen, halbwüchsige Knaben und ganz kleine, kaum fünf Jahre alte Kinder, mit einer selbstgemachten Schaufel daherrudernd und durch Pantomimen zu versehen gebend, daß sie ihre Taucherflüsse produzieren wollen. Sobald irgend eine Münze ins Wasser geworfen wird, springt die ganze Schaar von ihren schwankenden Fahrzeugen in die See, stößt kerzengerade nach unten, und niemals entgeht ihnen, sei es auch das kleinste Goldstück.

Von Tandjong-Pagar aus tritt die See in tiefem Bogen in das Land hinein; am Ende dieser Bucht breitet sich Singapore aus, von dort in das Innere der Insel hinein seine Straßen entsendend. Die Verbindung mit der Stadt wird durch eine Straßenbahn mit chinesischem Lokomotivführer,

Peizern und Schaffnern vermittelt; aber hauptsächlich von Chinesen, Malaben und nur selten von Europäern benützt, welche letztere entweder über eigene Fuhrwerke nach Art der in Kolombo üblichen verfügen oder aber sich der zahlreichen Mietswagen bedienen. Als dritte Art der Beförderungsmittel findet sich in Singapore zuerst die Zirritshisa, jener zweirädrige leichte Karren mit gepolstertem Sitz, Rücken- und Armlehne, welcher von je einem Kuli, der besonders darauf dreijährigen Menschenklasse, gezogen wird und, seinen Ursprung aus Japan herleitend, mit dem Vordringen des Mongolenthums nach Westen gegenwärtig bis Singapore gekommen ist. Die Leistungen der Kulis sind, wie hier eingeschoben werden mag, ganz erstaunlich. Im glühenden Sonnenbrande laufen sie, oft zwei Passagiere und, wenn es Chinesen sind, zuweilen sogar drei in ihrem Wagen führend, in schnellem, langgestrecktem Trabe stundenlang ohne anzuhalten oder auszurufen. Der Weg vom Außenhafen zur Stadt hinein ist künstlich aufgedämmt; bei Tandjong-Pagar selbst passiert man einige Steinbrücke, in denen Malaben oder Indier, bis auf das schmale Leidentuch ganz nackt, mit bloßen Füßen auf dem spigen Gerölle herumklettern und das für Wege- und Häuserbauten notwendige Material dem Felien abzwängen. Weiterhin führt der Weg zu beiden Seiten durch sumptige Niederungen, in denen Mangrove-Wälder und andere Sumpfpflanzen ein wahres Schlingel-Dickicht darstellen. Große Tempelkomplexe, die bizarre chinesische Bauart aufweisend, der ganze Dachstuhl als Verzierung aus bunter Majolika bestehend, von einer hohen Mauer umgeben, daneben Hindu-Tempel, hier und da eine sich stets durch ein ungemein gefälliges Aeußere auszeichnende Moschee, ein chinesisches Fischmarkt, von Eingeborenen bewohnte Vorstadtstraßen, und wir gelangen in den Centraltheil Singapores, welcher seinen Glanzpunkt in der sogenannten Esplanade und den um diese herum sich erhebenden öffentlichen Gebäuden findet. Im allgemeinen ist die Geschäftsstadt Singapores eine alte und winkelige Anlage, konzentrisch um einen Theil der Bucht herum sich ausbreitend. Hier wie in Kolombo die Comptoirs außerordentlich weitläufig, mit der Puntah versehen, die Arbeitszeit kürzer, die Kleidung auch der Europäer der schwerlastenden Hitze wegen auf das Nöthigste beschränkt. Zwischen den Geschäftshäusern eine große Menge europäischer Läden, die man immerhin als solche ersten Ranges bezeichnen kann, meist nach der Art englischer general stores alles Mögliche enthaltend, von Seife und Preserven bis zu Luxusartikeln, Gold und Juwelen, alles allerdings in seinem Preise der großen Wohlhabenheit und den großen pekuniären Verdiensten der Einwohner Singapores entsprechend, bis auf die Musikalien, welche als amerikanischer Nachdruck von einer lächerlichen Billigkeit sind. Ein breiter Kanal, von einer großen, aus Stein und Eisen erbauten Brücke überspannt, von malajischen Fräns, zum Theile auch schon von chinesischem Dickicht bedeckt, durchzieht die Geschäftsstadt, von den an den Kanal-Ufern sich hinziehenden Speichern aus eine leichte Verbindung und einen leichten Waarentransport nach den Seeschiffen ermöglichend. Jenseits der erwähnten Brücke ein weiter, mit Gartenanlagen und frischem grünen

(nach den Gemälden von Michel Angelo und Rafael im Vatikan), der Sündenfall (Rafael, Loggion), Adam wo bist du? und Austreibung (Schnorr); Initialen und Bignetten; Gott ruhet (nach Schnorr), Eva's Erschaffung, Adam und Eva bei der Arbeit (Holbein's Bibel); drei Vollbilder (beliebig beigegeben) von Allori, Overbeck, Gebhardt. Die Reproduktion zeugt vom größten Verständnis und Sorgfalt; die meisterhaften Holzschnitte stammen aus dem Atelier von Brendamour & Co. in Düsseldorf-Stuttgart, die Chemnitzpfeifen von Angerer & Götschl in Wien.

* Das soeben erschienene erste Heft des dritten Jahrganges der sehr verdienstlichen Neuen Monatshefte des Dabeim überrascht die Leser mit einer großartigen, die früheren Holbein, Raffael- und Dürrer-Darstellungen noch überbietenden kunstgeschichtlichen Leistung, einem durch 70 vortreffliche Bilder begleiteten Rembrandtaufgabe des kasseler Prof. H. Knackfuß, der später noch zwei Fortsetzungen erhalten soll. Die Meisterwerke Rembrandts sind so treu und vorzüglich wiedergegeben, daß sich der Leser daran bilden kann, als ob er in einem Museum spazierte. In Buchform würde diese Rembrandtgabe jedenfalls das Doppelte kosten, während in den Neuen Monatsheften für die eine Mark noch illustrierte Schilderungen zeitgenössischer Vorgänge, Novellen, Humoresken etc., sowie ein aus Lichtdruck und Holzschnitten bestehender weiterer Bilderdruck dargeboten werden. In einer besonderen Beilage beginnt ein Roman von Germanis „Der Sternburger Kreis“, derselben gewandten Feder

entstammend, der die Leser früher den fesselnden Roman „Um jeden Preis“ zu danken hatten.

* Das Kasernenblümchen von Carl Hecker, illustriert von H. Schlittgen u. a. Preis 2 M. Stuttgart, Verlag von Karl Krabbe. Eine frische, anmuthige Blüthe ist es, welche die Verlagsbuchhandlung mit diesem Werkchen auf den Markt bringt und dabei keine Treibhauspflanze, die vor der rauheren Luft ein rasches Dahinwelken zu befürchten hätte. — Dem Gemüth eines echten Humoristen entsprossen, desselben, dessen im Vorjahr erschienene Novellenammlung: „Aus den Memoiren eines Lieutenants“ sich einer so wohlverdienten freundlichen Aufnahme bei Publikum und Kritik zu erfreuen hatte, daß ihre Auflage rasch auf die hohe Ziffer von 10,000 anwuchs, zeigt die vorliegende Erzählung alle die Vorzüge, welche die Kritik den besten jener Sammlung nachrühmte. Mit dem geschmeidigen, eleganten Stil verbindet der Verfasser die schärfste Beobachtung und genaueste Kenntniss aller in militärischen Leben sich abspielenden Vorgänge, die er nicht nur mit realistischer Treue, sondern auch mit einer seltenen Fülle von Witz und poetischer Empfindung schildert. Namen wie Schlittgen, Speyer und Bergen bürgen für die Trefflichkeit der Illustrationen, mittelst derer die Verlagsbuchhandlung das Kasernenblümchen zu einem kleinen Prachtwerk gestaltet hat.

Rasen bedeckter Platz, an welchen sich die Esplanade anschließt. Hier erhebt sich eine große Anzahl stattlicher Gebäude, die Regierung, das europäische Gericht und die Post enthaltend, in der Nähe auf einem Hügel ein Fort, daneben Kirchen, endlich, einen großen Komplex bedeckend, aus verschiedenen mächtigen, mehrere Stockwerke hohen Gebäuden bestehend, das „Hotel de l'Europe,“ in deutschem Besitze. Die breiten Veranden des Hotels erlauben nach vorn einen Ueberblick über eine weite, grüne, mit Rasen bespante Fläche, den Lawn tennis- und Fußball- bzw. Kriquet-Platz der englischen Offiziere, aber auch den anderen gebildeten Europäern zugänglich. Händler mit indischen Seidenwaaren, Stöcken, Schnitzarbeiten, auch mit wertlosem europäischem Kram, durchwegs aber Gefalten von zuweilen hervorragender männlicher Schönheit, in Sprachen gewandt, ihre Waare mit großem Geschick und noch größerer Breiten anbietend und auslegend, umgeben das Hotel, den Centralpunkt Singapores von allen Seiten. Hier können wir auch die indischen Schlangenbeschwörer und Gaukler in ihrem Treiben beobachten und ihre zuweilen höchst überraschenden Kunststücke uns vorführen lassen. Der sog. Schlangentanz, die Menge der unangenehmen Reptilien überhaupt, bietet gerade keinen sehr erfreulichen Anblick. Desto niedlicher stellt sich ein häufig ausgeführtes Kunststück dar, welches darin besteht, in Zeit von einigen Minuten aus einem oberflächlich unter die Erde der Straße versenkten Mango-Kern ein Bäumchen wachsen zu lassen. Ich hatte Gelegenheit, ein solches Kunststück ausführen zu sehen, unter Umständen, welche jedes künstliche Hilfsmittel vollkommen ausschlossen. Ein reisender Engländer nämlich zwang einen indischen Gaukler, sich vorher aller Oberkleider bis auf den Gürtel zu entledigen. Er untersuchte den Apparatenfack und eine alte sadenscheinige Decke, welche bei dem Experiment etwa einen Decimeter über den Händen des Inbers gehalten wird. Der Mango-Kern, vorher zur Betrachtung herumgereicht, wurde vor unseren Augen mit einigen Händen voll Erde bedeckt, die letztere aus einem alten Bambusbecher mehrfach mit Wasser begossen und dann die erwählte Decke, etwa einen halben Quadratmeter groß, darüber gehalten. Der Inber murmelte eine Menge Beschwörungen in malayischer Sprache, nach zwei bis drei Minuten wurde die Decke fortgenommen und es stand ein kleines, etwa 15 cm hohes Mango-Bäumchen mit frischgrünen Blättern im Boden; auf die natürlich bejahte Frage des Zauberers, ob er den Mango-Baum größer wachsen lassen solle, wurde die Decke, nachdem sie nochmals untersucht worden war, wieder über seine Hände gebreitet, einige Becher Wasser darauf gegossen, abermals Zauberformeln gemurmelt und nach weiteren 5 Minuten präsentirte sich ein Bäumchen, etwa 40 cm hoch, die Blätter bedeutend größer und von frischer, hellgrüner Farbe.

Eine Reihe breiter, wie in allen englischen Kolonien außerordentlich gut gehaltener kiesbedeckter Straßen zieht sich von der Esplanade in die innere Stadt hinein, einige davon die großen indischen Bazare enthaltend, in denen neben den öfter erwähnten Erzeugnissen indischer Industrie auch eine Menge Kuriositäten von den Sunda-Inseln, Tierfelle, Waffen, hauptsächlich der javanische Kris, feilgeboten werden. In anderen Straßen die barocken Erzeugnisse der Mongolen-Kultur, die unzähligen Läden und Werkstätten der Chinesen, welche mehr und mehr mit ihrer billigen Arbeit, ihrem außerordentlich großen Assimilations-Talent, ihrem hervorragenden Handelsgeiste auch europäische Industriezweige an sich reißen, in Singapore ein ungemein günstiges Operationsfeld finden und, nachdem sie sich jetzt in dem Jahrzehnt, seitdem sie festen Fuß in Singapore gefaßt haben, eines großen Theiles selbst des europäischen Grundeigentumes durch Kauf bemächtigt haben, einen sehr bedeutenden Faktor für den Handelsverkehr Singapores bilden. Man kann sagen, daß die Chinesen der Straits-settlements — denn ebenso wie in Singapore ist es auch in Penang und in den kleinen englischen Besitzungen auf Malakka überhaupt — anfangen, eine besondere Klasse zu bilden. Auf der Grundlage der ureigenen chinesischen Sitten und Gewohnheiten, bei der Aufrechterhaltung ihres Kultus; ihrer eigenen Gerichtsbarkeit und ihrer Sprache unter sich, haben sie doch zum Theile, durch die Heirat mit eingeborenen Weibern, hauptsächlich aber durch fortgesetzten Verkehr mit den Europäern gerade so viel abendländische Kultur sich zu eigen gemacht, um mit Erfolg auf den verschiedensten Gebieten wettbewerbsfähig zu sein. Ihre Handwerker stellen ebenjogut wie die Europäer selbst unsere

Kleidungsstücke und Schuhe her; sie verdrängen die indischen Korbflechtereien, haben den Wagenbau, das Schmiedehandwerk und anderes zum überwiegenden Theile an sich gerissen und betheiligen sich mit Vorliebe an allen großen, von Europäern ausgehenden Unternehmungen. Mit den geringsten Mitteln, meistens mit gar nichts anfangend, bringen sie ihr halbes Leben im Auslande zu, kehren aber, sobald sie ein genügendes Vermögen erworben zu haben glauben, allesammt mit ihrem baaren Gelde nach China zurück.

Allmählig verschwinden die Bazarstraßen, das Getriebe zu beiden Seiten des Weges, in den Werkstätten der Handwerker hört auf, die üppige Vegetation des Äquators breitet sich zu beiden Seiten der Straße wieder auf den Abhängen des hügeligen Terrains in Palmen-, Platanen- und Bambusdickichten aus, weite Strecken lang dehnen sich zu beiden Seiten inmitten des Grüns die eigenthümlich gefornnten steinernen Grabmale der Hindus oder auch hier verlorbener Chinesen aus; hier und da, mitten in dem Dickicht, Komplexe von je mehreren hundert malayischen Hütten, auf Pfählen stehend, Wände und Dach aus Bambus hergestellt. Die Straße ist belebt von einer Menge malayischer Gefalten, in der Hautfarbe von einem leichten Hellbraun bis zum tiefen Schwarz variirend, die Gesichter sehr häufig von den hier endemischen Pocken zerrissen, zuweilen des Augenlichts beraubt; malayische Lastträger, Wege-Arbeiter, Fuhrleute, auf zweiräderigen, mit Zebus bespannten Karren langsam dahinziehend. Von der Thierwelt ist wenig, sehr oft gar nichts zu sehen, und während noch vor einigen Jahren die Tiger bis in die Vorstädte Singapores drangen, befindet sich gegenwärtig keiner mehr auf der Insel, nur in einem Speicher am Tandjong-Pagar sah ich ein gewaltiges Exemplar, welches lebend in Saigon gefangen worden und für den Zoologischen Garten in Melbourne bestimmt war, in einem engen Bambuskäfig, welcher der Beside sehr wenig Bewegung erlaubte; Eingeborene und Chinesen in weitem Kreise neugierig herumstehend und hin und wieder durch Verwünschung ihren Gefühlen Ausdruck gebend.

Noch etwas weiter hinaus aus der Stadt beginnen die schattigen Straßen, in denen die Wohnungen der Europäer mit den weitläufigen, wundervollen Gärten sich aneinanderreihen. Hier liegt auch das imposante Gebäude des Deutschen Klubs, welchem in gleicher Weise Deutsche, Oesterreicher, Schweizer und Holländer angehören und welcher in seinen weiten, auf das bequemste ausgestatteten kühlen Räumen einen erquickenden Aufenthalt bietet. Hier liegt auch der Botanische Garten Singapores, eine treffliche, ausgedehnte Anlage, neben allen Tropengewächsen in üppigster Fülle auch die Acclimatizations-Versuche europäischer Laubbäume und eine Sammlung der überreichen Vogelwelt Malakkas enthaltend.

Damit ist der offizielle Rundgang durch Singapore zu Ende, und ich möchte den Leser nur noch auffordern, einen Abendbesuch in der Stadt zu machen, welche dann ganz besondere Seiten ihres Lebens herauskehrt. Die Geschäftsstadt selbst liegt öde und verlassen da, von einer spärlichen Gasbeleuchtung dürftig erhellt, von der weiten Rinde herüber blitzen die Signallichter der in einjamer Ruhe ankernden Schiffe, nur hier und da unterbricht das Rollen eines Wagens die Stille; auch die malayischen und indischen Straßen liegen in der Ruhe des Tropen-Abends. Anders in der Chinesenstadt: hier ist von einer Ruhe keine Rede; ein womöglich noch größeres Gewühl als am Tage erfüllt die Straßen; alle Läden sind geöffnet, von chinesischen Lampen blendend erhellt, alle Werkstätten der Handwerker sind in vollster Thätigkeit; vor den Thüren, bis mitten in die Straße hinein sitzend, lassen die eiteln Söhne des Himmlichen Reiches bei ihren Figaros ihre Toiletten in Ordnung bringen, die Barbier selbst, meist bis zum Gürtel nackt, die zu scherenden Chinesen häufig ebenso, bilden einen höchst pittoresken Anblick, und wir kommen hier hinter das Geheimniß, daß der imposante Zopf meistens nur aus einem ziemlich kurzen Haarwuchs, aber desto längerem seidnen Widderbüschel besteht. Opiumhäuser verbreiten den süßlichen, unangenehmen Geruch des Narcoticums, mächtige, mehrere Meter lange, schmale chinesische Plakate und ein ungläublicher Lärm von Holz-Instrumenten, Pfeifen, Songs und Tamtams machen schon von weitem die chinesischen Theater kenntlich; vor allen Hausthüren sitzen die

besetzten Herren, ihre eigenthümliche Wasserpeife rauchend, entweder auf der Erde oder auf niedrigen Labourets, das chinesische Schachspiel, das japanische Go oder Karten spielend mit ihren eigenen, ein langes schmales Rechteck bildenden, nur mit Zeichen bemalten 64 Karten. Nur selten sieht man zwischen den gelben schlüßigen Gesellen die edle, vornehme Gestalt eines reichen Malayen mit kostbarem Sarong und mächtigem, zuweilen mit Edelsteinen besetztem Turban. Aber auch für vermüthungslustige Europäer ist in Singapore gesorgt, falls sie nicht etwa sich in die zweifelhaften Genüsse der chinesischen Theater verfallen oder Kulturstudien in einigen höchst verdächtigen Seitenstraßen treiben wollen. Im „Hotel du Louvre“ und im „Unions-Hotel“ ist nämlich Konzert, europäische Orchestermusik schallt uns entgegen, und wir finden hier die in Port-Said uns schon bekannt gewordenen österröichischen Damentapellen in vollster lohnender Arbeit. Es gehört zwar eine etwas starke Ueberwindung dazu, sich in der ungläublichen Hitze, welche durch keinen Luftzug hier unterbrochen wird, in den Saal zu setzen und der, wenn auch oft recht guten Musik zuzuhören. Für die in Singapore ansässigen Europäer ist aber die Anwesenheit dieser Kapellen von sehr großer Bedeutung, wenigstens legen sie derselben eine solche bei. Sobald irgendein Tanz gespielt wird, sieht man die eine oder die andere der Damen Violine und Bogen hinstellen, von ihrem Podium herabsteigen und mit einem der anwesenden Herren sich im Schweife ihres Angesichtes im Tanze drehen. Abgesehen davon, daß man hier wirklich mehr von Arbeit als von Vergnügen reden kann, muß der Genuß auch noch ziemlich theuer bezahlt werden. Denn nach Abschlußung gleich des ersten Tanzes erscheint die Holde mit einem Teller, auf welchem mindestens ein mexikanischer Dollar (3 W. 40 Pf.) niedergelegt werden muß, wofür man dann allerdings das Recht hat, vorausgesetzt, daß es einer auszuhalten kann, noch zweimal mit derselben Dame zu tanzen. Mitten in den hier herrschenden Trubel hinein tönt plötzlich ein dumpfer Kanonenschuß, die Tänzer stocken, selbst das Orchester unterbricht seine Weisen, zwei weitere Schüsse folgen und alles, was an Gästen da ist, stürzt hinaus: Es ist Feuer in Singapore. Im Nu beleben sich alle Straßen, aus allen Ecken und Winkeln stürzen Malayen, Chinesen, Inder in Schaaren hervor, der riesige Feuerschein

zeigt den Weg, und halb erreichen wir den Herd desselben; einige Speicher an dem oben erwähnten Kanal. In weitem Kreise ist der ganze Feuerherd durch die malayischen Holzstämme abgesperrt, weder Inder noch Chinesen dürfen den Ring passieren, wogegen den Europäern anstandslos der Zugang und die Annäherung bis unmittelbar vor die Feuerstätte erlaubt ist. Nicht lange, so ertönt auch das Rasseln der Spritzen auf dem helperigen Pflaster. Die freiwilligen Feuerwehren, deren es in Singapore drei oder vier giebt, eilen mit ihren Dampfspritzen herbei, welche von etwa 20 bis 30 Malayen im Galopp dahergezogen werden. Die Saugschläuche werden in den Kanal selbst geleitet, aber trotz der ungemein zahlreichen durcheinanderschwirrenden Kommandos dauert es ziemlich lange, ehe der erste Strahl in den Glutherd der aus leichtem Holzwerk bestehenden Speicher zischend hineinfährt. Inzwischen ist auch irgend ein Bevollmächtigter des Besitzers auf dem Plage erschienen. Im Nu engagirt er aus der nach Taufenden zählenden Menge gaffender Malayen einige Hundert Kulis für einen geringen Lohn. Dieselben stürzen ohne weiteres in das brennende Gebäude hinein, theilweise über die Dächer der Nachbarhäuser durch die Wand brechend. Bald sieht man ihre dunklen Gestalten, im hellen Feuerschein sich grell vom Hintergrund abhebend, an der Wasserseite der vom Feuer ergriffenen Gebäude erscheinen, und ein Ballen der bedrohten Waaren nach dem anderen fliegt in den Kanal hinein, hier in endloser Reihe stromabwärts treibend, wo sie dann von einer anderen Malayenschaar aufgefangen und geborgen werden. Die vom Feuer ergriffenen Gebäude sind gewöhnlich rettungslos verloren, und es ist noch ein Glück, wenn es eben nur Speicher sind und das Feuer nicht in der Malayenstadt ausbricht. In diesem Falle ist gewöhnlich der ganz aus Bambus gebaute Komplex, mit ihm aber auch stets eine große Reihe Menschenleben verloren. — Niemand wird, wer einmal den außerordentlichen Eindruck der von den wilden Gluthen beleuchteten Bilkertypen und der leidenschaftlichen Aeußerungen der hier zusammenströmenden National-Charaktere empfangen hat, die Scenerie jemals vergessen. — Kaum eine Stunde nach Beginn des Feuers ist alles zu Ende, im Nu verlaufen sich die Menschenmassen, und die erhabene Ruhe der Tropennacht, der ewig klare, von blickenden Sternen besäte Himmel leuchtet majestätisch wieder über unserem Heimwege. N.

Land- und Hauswirthschaft.

Führt die Verwendung künstlicher Düngemittel zum Futterbau oder zum Körnerbau schneller zu Reinerträgen der Wirthschaft?

Von v. Ramin in Preuß.-Görlitz bei Bergfriede (Sipreußen).

Nachdem die Verwendung künstlicher Düngemittel jetzt eine so bedeutende Ausdehnung gewonnen und von bedeutenden Männern durch Wort und Schrift so viel zur Aufklärung über die Frage, wo dieselben mit Vortheil angewandt werden, beigezeichnet ist, möchte ich — schreibt v. Ramin in der „Deutschen Landw. Presse“ — die Aufmerksamkeit meiner Verursachenden auf eine andere Seite dieser Frage, die in der Ueberschrift angedeutet ist, lenken, in der Ueberzeugung, daß für viele Wirthschaften, namentlich für diejenigen, welche nicht über bedeutende Betriebsmittel verfügen, meine Ausführungen Werth haben dürften.

Es ist ohne Frage richtig, daß der Stallbau für viele Wirthschaften fast unentbehrlich ist und die Steigerung der Erträge und namentlich der Reinerträge durch eine ausgedehntere Viehhaltung, die auch gut genährt wird, zu erreichen ist. Seit vielen Jahren nun wird auch in Wirthschaften, die künstliche Düngemittel sonst nicht verwenden, doch für die Wiesen Kamit, neuerdings auch Thomasschlacke verwendet und durch die höheren Erträge dieser Wiesen und durch das bessere Futter theils eine bessere Ernährung, theils eine verstärkte Viehhaltung ermöglicht und dadurch auch allmählig eine bessere Düngung der Acker erzielt, ein Weg, der sicher, wenn auch langsam zum Ziele führt.

Ich bin jedoch der Ansicht, daß dieser Weg bei den heutigen Kenntnissen, die wir den Männern der Wissenschaft, namentlich Prof. Wagner-Darmstadt, über die Anforderung der

Pflanzen an die Nährstoffe des Bodens verdanken, mehr Kapital erfordert, als der der Verwendung auf dem Acker.

Beweis:

Düngen wir unsere Wiesen mit Kamit und Thomasschlacke, so wird in den meisten Fällen, um schon für den ersten Schnitt den vollen Nutzen zu haben, die Düngung im Spätherbst gegeben werden, und wo das Heu nicht zum Verkauf, sondern für die eigene Wirthschaft produziert wird, wird also der Mehrgewinn, der durch die Düngung erreicht worden ist, erst ca. 1 Jahr nach der Ernte, also 2 Jahre nach der Verwendung verbraucht sein und dadurch ein Theil der Auslagen in baarem Gelde wieder in die Kasse zurückgeflossen sein; derjenige Werthanteil aber, welcher, namentlich bei den jetzigen schlechten Preisen des Viehes und seiner Produkte, im Dünger stecken geblieben ist, wird noch 1 bis 2 Jahre beanspruchen, bis er in die Kasse als baares Geld zurückfließt. Diese Methode, eine intensivere Wirthschaft einzuführen, beansprucht also ein Betriebskapital, welches etwa dem drei- bis vierfachen Betrage des jährlichen Düngerzukaufes entspricht, vorausgesetzt, daß wir unseren Viehschapel nicht vermehren, sondern nur intensiver füttern, denn im ersteren Falle tritt noch der Werth des mehr aufgestellten Viehes hinzu.

Die heutige Lehre von der Ernährung der Kulturpflanzen zählt aber eine Reihe von Pflanzen auf, welche als stickstoffmehrende bezeichnet werden, und welche an den Stickstoffvorrath im Boden sehr geringe Ansprüche machen, nur für so lange, als sie anfänglich zu einer kräftigen Entwicklung gebrauchen. Dies sind die Leguminosen und für ganz leichten Boden die Lupinen; beide Sommerfrüchte, welche wir also erst im Spätherbst, eventuell sogar im Frühjahr erst mit der erkaufenen Phosphorsäure, eventuell auch mit Kali zu düngen brauchen, und welche, soweit sie zum Verkauf bestimmt sind, uns das